



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bosse, Robert: Erinnerungen : Tagebuchblätter (1878) : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

bare Veränderung im Ansehen der Bevölkerung. Die Einwohner dieses Landes zeichnen sich ebenso durch Schönheit aus wie die Steirer durch Häßlichkeit. Aus jedem Gesichte sprechen einen Menschlichkeit, Geist, Gesundheit und Wohlstand an. Aber ihr Land ist noch wilder als Steiermark, die Täler sind enger und unfruchtbarer. Beide Volksstämme sind deutsch [von der slawischen Beimischung in den Ostalpen weiß Hume natürlich nichts] und Untertanen des Hauses Österreich, sodaß der Naturforscher wie der Politiker in Verlegenheit geraten dürfte, wenn er die Ursache des großen Unterschieds angeben sollte. Wir sind an der Drau aufwärts gestiegen (du weißt, daß sie sich in die Donau und mit dieser ins Schwarze Meer ergießt) bis zu ihrer Quelle. Sie beginnt ihren Lauf als ein Bächlein, das einem Sumpfe entquillt. Auf dem Gipfel des Berges, der übrigens eine wohlangebaute Ebene ist [die Toblacher], sah es so wenig sommerlich aus wie um Weihnachten. Eine halbe Meile hinter der Drauquelle bemerkten wir ein andres Wasserrinnäl. Das war einer der Quellbäche der Etsch [vielmehr des Eisack], die samt den andern Gewässern dieser Abdachung dem Adriatischen Meere zufließt. Nun ging es im Galopp abwärts dem Süden zu. Nach der dritten Meile wuchs unser kleiner Bach zum ansehnlichen Flusse heran, und jede Stunde brachte uns neue Frühlingsbilder, sodaß wir an einem Tage alle Stufen der schönsten Jahreszeit von ihrem ersten schwachen Regen bis zu ihrer vollen Blütenpracht durchlebten. Hier sind wir schon in Italien; wenigstens ist das Italienische die Volkssprache. Die Stadt ist weder schön noch besonders schön gelegen. Sie ist nur berühmt geworden durch jene weiße Versammlung von Philosophen und Gottesgelehrten, die der gläubigen Menschheit so höchst vernünftige Dogmen vorgeschrieben haben.

Mantua, 11. Mai.

Nun stehn wir auf klassischem Boden! Ich habe das Erdreich geküßt, das den Virgil hervorgebracht hat, und die so schön von ihm besungne fruchtbare Ebene bewundert. Du wirst die Beschreibung von Landschaften so satt haben wie ich, drum beschränke ich mich auf die Bemerkung, daß es in der Welt nichts Schöneres geben kann als die lombardische Ebene und nichts Trümmlicheres als das Bettelvolk, das sie bewohnt.

Leider ist dieser Reisebericht nicht früher als Burtons Buch an die Öffentlichkeit gelangt, und so werden die Engländer fortgefahren haben, Addison zu glauben und die armen Deutschen für Halbmenschen und Sklaven zu halten. Charakteristisch ist in diesem Reisebericht, daß Hume keinen einzigen der vielen gotischen Dome erwähnt, die er gesehen haben muß. Gotisch bedeutete ihm mittelalterlich und mittelalterlich den Inbegriff aller verächtlichen Barbarei.



Erinnerungen

von D. Dr. Robert Bosse

Tagebuchblätter (1878)

(Fortsetzung)

12. November. Geheimrat Tiedemann war bei mir. Er erzählte, der Finanzminister Gobrecht habe sich mit dem Fürsten Bismarck ausgesprochen. Gobrecht mache aus der Welfenfondsfrage keine Kabinettsfrage mehr, werde sich vielmehr überstimmen lassen und lasse jetzt auch sein Votum wegen der konstitutionellen Garantien fallen. Seine Stellung sei also wieder gesichert. Der Fürst gehe in diesen Tagen nach Friedrichsruh. An Graf Stolberg sei telegraphiert, er solle herkommen.

13. November. Der Reporter v. Löbell aus dem Literarischen Bureau erzählt, daß die Artikel, die in der Kölnischen Zeitung gegen Stosch erschienen sind, von dem Fürsten Bismarck veranlaßt seien. Dieser ruhe nicht, bis Stosch fort sei. Man erwarte, daß er abgehn werde, sobald der Kaiser die Regierung wieder übernommen haben werde. Bis Weihnachten werde der Spruch des Kriegsgerichts in der Untersuchung wegen des Untergangs des „Großen Kurfürsten“ gefällt werden. Die Voruntersuchung soll für Admiral Batsch, Graf Monts und die beiden andern Offiziere ungünstige Ergebnisse gehabt haben. Bismarck habe Stosch auch zur Rede gestellt, weil er wegen der Hebung des „Großen Kurfürsten“ im Auslande einen Vertrag abgeschlossen habe, ohne den Reichskanzler (das Auswärtige Amt) zuzuziehn. Aus allen diesen im Literarischen Bureau bekannten und allgemein geglaubten Vorgängen erhellt ein scharfer Gegensatz, ja eine anscheinend unveröhnliche Feindschaft zwischen Fürst Bismarck und Stosch; das ist ein unmögliches Verhältnis, das nur mit dem Abgange von Stosch endigen kann. Aber nach außen wirken diese Dinge nicht gut. Es ist Tatsache, daß Stosch, der preußischer Minister ohne Portefeuille ist, nicht zu den Sitzungen des Staatsministeriums eingeladen wird. Das sind doch unhaltbare Zustände. Wo aber eigentlich die tiefern Wurzeln dieser Feindschaft liegen, ahnt man nicht. Man sagt wohl: Stosch beugt sich nicht vor Bismarck. Das wird richtig sein. Aber ein politischer Mann wie Stosch muß doch für die persönliche und politische Bedeutung des Kanzlers und für die Notwendigkeit der tatkräftigen Leitung der großen Politik durch Bismarck Verständnis haben. Und wenn das der Fall ist, müßten sich zwei Männer, denen das Vaterland und der Kaiser ohne allen Zweifel über jedes persönliche Interesse gehn, doch notdürftig verständigen können. Stosch ist ja eine eckige, eigentümliche, schroffe Natur, aber doch eine Kapazität, und wenn er sich so demonstrativ gegen Bismarck stellt, so muß er entweder tiefer liegende, sittliche Gründe haben, oder sein Verhalten ist ein kindischer Trotz. Ich komme hier trotz aller Bemühungen, Stosch gerecht zu werden, der eigentlichen Wahrheit nicht auf den Grund.

19. November. Landtagsöffnung durch Graf Stolberg im Weißen Saale. Ich mußte ihm in großer Uniform die Thronrede überreichen und nach der Verlesung wieder abnehmen, um sie durch das Bureau des Staatsministeriums an das Geheime Staatsarchiv zu geben, ein untergeordneter Dienst, der aber getan werden muß. Vorher Eröffnungsgottesdienst im Dom. Die Predigt des Hofprediger Baur war mir zu polemisch. Durch diese Art von Polemik bekommt unser ganzes kirchliches Christentum das Gepräge einer anspruchsvollen Präntion, die seinem innersten Wesen fremd ist. Ja, wenn das alles nicht durch den Mund der Geistlichen ginge! So aber provoziert man geradezu den Widerspruch. Das alles wirkt bei uns Evangelischen weit schlimmer als in der katholischen Kirche. Denn wir verwerfen die priesterliche Vermittlung durchaus. Die Katholiken brauchen die Hierarchie; bei uns ist jeder hierarchische Anspruch eines Geistlichen lächerlich oder widerwärtig. Merkwürdig, daß auch Männer wie Baur, einer der lautersten und demütigsten Geistlichen, die ich kenne, das nicht lebhafter empfinden. Sie verlegen durch solche Fehler gerade die selbständigen, individuell ausgeprägten Naturen und schaden der guten Sache, die sie vertreten. Ein ehrlicher evangelischer Mann müßte das Taktgefühl dafür, was bei uns auf der Kanzel möglich und unmöglich, nützlich und schädlich ist, in den Fingerspitzen haben. Aber bei unsern Geistlichen bleibt in diesem Stück viel zu wünschen übrig. Einen Teil der Schuld mag die durchschnittlich äußerst mangelhafte Aus- und Vorbildung der evangelischen Theologen tragen. Schon für ihre wissenschaftliche theologische Bildung sind die sechs Semester auf der Universität recht dürftig bemessen. Für ihre eigentlich praktische Ausbildung im Dienst der Kirche geschieht so gut wie nichts. Ein einziges Kolleg über „Praktische Theologie,“ noch dazu dürftig und stiefmütterlich behandelt, kann der großen Aufgabe nicht gerecht werden. Die Katholiken greifen diese Dinge viel geschickter an. Sie schicken die jungen Priester, wenn diese mit dem wissenschaftlichen Studium der Theologie

fertig sind, noch besonders in ein Alerikalseminar zur Ausbildung für alle Zweige des praktischen Kirchendienstes. Darin könnten wir wie in so vielen Dingen von der katholischen Kirche lernen.

30. November. Unterstaatssekretär Homeyer hat die Geschäfte wieder übernommen. Damit verschwinde ich natürlich, und das ist mir gerade recht.

In der Kammer scheint der Finanzminister Hobrecht keine guten Geschäfte zu machen. Fürst Bismarck ist in Friedrichsruh, und hier fehlt es deshalb an kräftiger Leitung. Die Minister wissen nicht recht, wieviel sie sagen dürfen, und das gibt nur zu leicht ihrem Auftreten etwas Unsicheres. Ich verstehe kaum, wie Graf Stolberg diese Halbheit aushält, noch weniger aber, wie Fürst Bismarck davon befriedigt sein kann. Seit gestern haben wir hier den sogenannten kleinen Belagerungszustand. Vierzig Sozialdemokraten sind ausgewiesen. In diesen Repressivmaßnahmen spürt man nicht die mindeste Zähmheit, sondern frische, auf ein festes Ziel gerichtete Tatkraft. Im Publikum herrscht sichtbar ganz allgemeine Befriedigung darüber, daß die Regierung wirklich einmal regiert. Wenn nur derselbe frische Zug durch alle Zweige der Verwaltung ginge. Die Gerüchte, daß hier Orsinibomben gefunden sein sollen, sind ohne jeden tatsächlichen Anhalt. Im Gefühl der großen Verantwortung drängt Fürst Bismarck mit Recht darauf, daß nichts versäumt wird, was möglich ist, den Kaiser zu schützen. Dieser will am 5. Dezember zurückkommen und die Regierungsgeschäfte wieder übernehmen.

11. Dezember. Graf Stolberg hat neulich wegen der Vorlage über die Regelung der Zuständigkeiten der Minister, deren Ressorts geändert werden sollen, im Abgeordnetenhaus gesprochen. Er verwahrte die Regierung gegen die Annahme, daß sie mit dieser Vorlage die Prerogative der Krone, den Geschäftsbereich der Minister zu bestimmen, habe preisgeben wollen. Eine solche Verwahrung war geboten, weil es nach bisherigem unbestrittenem Verfassungsrecht zu diesen Ressortänderungen in der Tat keines Gesetzes bedarf. Das Staatsministerium hatte nicht daran gedacht, welche Tragweite seiner Vorlage in dieser Beziehung von der Landesvertretung beigemessen werden konnte. Selbst v. Könne*) erkennt das Recht des Königs an, kraft der ihm zustehenden Organisationsgewalt die innern Zuständigkeitsverhältnisse der Verwaltungsbehörden im Wege königlicher Anordnung allein zu regeln.***) Allein der Graf hatte keinen glücklichen Tag. In den Parlamenten bedarf es neben der sichern eignen Position auch einer gewissen taktischen Geschicklichkeit. Da der Graf zum erstenmal im Abgeordnetenhaus sprach, so war ein günstiger Eindruck seiner Rede für die Zukunft von einiger Bedeutung. Er hätte die Gelegenheit wahrnehmen können, dem Hause, wofür es sehr empfänglich ist, mit irgend einer freundlichen Wendung entgegenzutreten. Er hätte damit beginnen können: es sei selbstverständlich, daß die Staatsregierung unter keinen Umständen von den verfassungsmäßigen Rechten der Krone irgend etwas aufgeben könne, ebenso selbstverständlich sei aber für die Regierung auf der andern Seite die unumwundene volle Respektierung der verfassungsmäßigen Rechte, insbesondere des Budgetrechts der Landesvertretung. Aus diesen beiden Faktoren ergebe sich die Situation, und die Regierung habe somit geglaubt, in loyaler Weise zu handeln, wenn sie jeden etwaigen Zweifel schon aus Zweckmäßigkeitsrücksichten zu beseitigen keinen Anstand genommen habe. Das würde man gut aufgenommen haben. So aber war die Stimmung nach der Rede des Grafen ungemein kühl. Das ist nicht gut für ihn. Wer aber soll ihm das sagen? Einen politischen Intimus, der es ihm in der rechten Form sagen könnte, hat er nicht. Ich aber kann, wenn er nicht selbst mir den Mund öffnet, ihm unmöglich dergleichen Ratschläge geben, die eine Kritik seines

*) Das Staatsrecht der Preussischen Monarchie von Ludwig v. Könne. Leipzig, 1856. Erster Band, S. 175.

**) Die Aenderung der Geschäftskreise der damals beteiligten Ministerien ist denn auch durch den Allerhöchsten Erlaß vom 7. August 1878, publiziert in der Gesetzsammlung von 1879 Seite 25, erfolgt.

politischen Handelns enthalten. Das wäre unziemlich und schon deshalb ohne jede Aussicht auf Erfolg.

Vorgestern ließ Graf Stolberg mich rufen und las mir einen eigenhändigen, vier Seiten langen Brief des Kaisers vor, in dem dieser ihm den Auftrag gibt, ihm die Vorlage wegen Ernennung der Hofprediger Kögel und Baur zu Mitgliedern des Evangelischen Oberkirchenrats zu beschaffen. Der Graf sagte ganz richtig, für ihn sei es unmöglich, diesen Auftrag zu erledigen, da es sich ja um die Gegenzeichnung des Kultusministers handle. Er könne zunächst nur mit diesem sprechen. Der Minister Falk werde natürlich nicht wollen, weil die Hofprediger seine erklärten persönlichen und kirchenpolitischen Gegner sind. Ich sollte dem Grafen die gesetzliche Bestimmung schicken, nach der die Gegenzeichnung des Kultusministers nötig ist, und sollte feststellen, daß bei den letzten Ernennungen von Mitgliedern des Oberkirchenrats geistliche Mitglieder überhaupt nicht in Frage gewesen sind. Es handelte sich vielmehr um die Ernennung des Oberkonsistorialrats Schmidt zum weltlichen Vertreter des Präsidenten und des Konsistorialrats Dr. Richter zum Oberkonsistorialrat und Justitiar des Oberkirchenrats. Der Graf fragte mich, ob ich für den etwaigen Abgang Falks einen neuen Kultusminister wüßte. Ich wußte keinen und konnte ihm als Kandidaten, der in manchen Kreisen genannt werde, nur einen Unterstaatssekretär nennen, über den ich aber kein eignes Urteil habe. Ich enthielt mich daher auch jedes Urteils. Die ganze Sache liegt höchst ungünstig. Wenn der Minister Falk nicht etwa nachgibt — und das kann er kaum tun —, so scheinen seine Tage als Kultusminister gezählt zu sein. Welche Interessen stehn dabei auf dem Spiel! Es mag sein, daß sich Falk in den evangelischen Kirchenangelegenheiten zu sehr hat nach links drängen lassen — ich habe das nicht genau genug verfolgt —, aber gekämpft hat er doch wie ein ganzer Mann, und sein Reffort hat er wesentlich gefördert und zu Ansehen gebracht. Wer wird sich gern dazu hergeben, gerade jetzt an seine Stelle zu treten? Mit Rücksicht auf den Landtag müßte es ein Mann von kirchlichem Interesse und Verständnis sein, der aber im großen und ganzen das bisher auch vom Staatsministerium vertretene Falksche Programm acceptierte und nur in Einzelheiten sich — mit ganz offenem Visier — anders stellte. Dann wird er aber der mächtigen und rührigen kirchlichen Agitation gegenüber als von vornherein suspekt einen sehr schweren Stand haben, und die in den Bahnen der Falkschen Kirchen- und Schulpolitik gehende jetzige Mehrheit des Abgeordnetenhauses wird zu dem Nachfolger Falks, wer er auch sei, ohnehin kein Vertrauen haben. Jedenfalls bekommt das Ministerium durch Falks Abgang einen starken Schub nach rechts. Das möchte sein, wenn Fürst Bismarck nur völlig und gründlich einverstanden ist. Der neue Kultusminister aber kommt aller Voraussicht nach zwischen zwei Feuer. Inwiefern wie oft ist Bismarck schon zwischen zwei Feuern gewesen! Aber freilich Bismarck! Wo ist seinesgleichen?

13. Dezember. Graf Stolberg sagte mir heute vor seiner Abreise nach Wernigerode, die vom Kaiser ihm übertragene Regelung der Differenzen mit dem Minister Falk wegen der Ernennung von Mitgliedern des Evangelischen Oberkirchenrats scheine sich ja friedlich zu erledigen. Er, Graf Otto, habe einen ausführlichen Bericht darüber eigenhändig an den Kaiser erstattet. Wie? sagte er nicht.

14. Dezember. Mein Freund B. aus dem Kultusministerium erzählt mir vertraulich, der Minister Falk habe mit ihm über die schwebende Krisis gesprochen; er, Falk, habe kaum Hoffnung, daß es dem Grafen Stolberg gelingen werde, ihn zu halten. Fürst Bismarck habe an den Grafen Stolberg einen zur Mitteilung an Falk bestimmten Brief geschrieben, worin die große Verantwortlichkeit hervorgehoben werde, die Falk treffen würde, wenn er durch eigenwilliges Festhalten in einer politisch — wenigstens verhältnismäßig — nicht eben wichtigen Sache die Errungenschaften seiner ganzen Ministertätigkeit gefährde. Falk sehe aber die Sache

— und mit Recht — doch nicht als so unwichtig an. Er sei der Meinung, daß er so weit gegangen sei, wie möglich — wahrscheinlich hat er der Ernennung Baurz zugestimmt, die Kögels aber abgelehnt —, er müsse aber Garantien gegen unberechtigte Einflüsse hinter seinem Rücken haben; sonst gehe er.

Ich glaube, daß Falk diese Einflüsse überschätzt, und daß er Gespenster sieht, die gar nicht existieren. Es ist ja eine der glücklichsten Eigenschaften des Kaisers, daß er seinen persönlichen Umgebungen, zum Beispiel den General- und Flügeladjutanten, keinen politischen Einfluß erlaubt, daß er sich immer an seine ressortmäßig berufenen Ratgeber hält, und daß er seinen Vertrauten, wenn sie es ja einmal versuchen, sich in Dinge zu mischen, die sie nichts angehn, das Wort abschneidet. Ein bekannter Generaladjutant hat erzählt, er habe diese Besonderheit des Kaisers gekannt, sich aber auch grundsätzlich jedes Versuchs enthalten, mit dem Kaiser über Sachen zu reden, die ihm nicht berufsmäßig anbefohlen seien. Leider würde er ja zu solchen Versuchen vielfach — und oft von sehr hochgestellten Personen — gedrängt, weil jeder glaube, durch seine Intervention die Erfüllung eines Wunsches erreichen zu können. Er habe sich aber nicht darauf eingelassen. Nur ein einziges mal habe er, wenn auch nach langem Sträuben, eine Ausnahme gemacht. In einer äußerst wichtigen politischen Angelegenheit sei alles auf die Entscheidung des Kaisers angekommen. Er sei mit seinen intimsten Freunden verstanden gewesen, daß wenn der Kaiser zu einer falschen Entscheidung gelange, die höchsten Interessen des Gewissens, ja der Monarchie in Frage stünden. Seine Freunde hätten unausgesetzt ihm vorgehalten, es sei seine Gewissens- und Ehrenpflicht, den Kaiser zu warnen und ihm die drohende Gefahr ad hominem vorzustellen. Obwohl er ein ihm sonst fremdes Gefühl banger Sorge nicht habe unterdrücken können, habe er schließlich nachgegeben und sich gesagt, er sei doch am Ende vor Gott und seinem Gewissen verpflichtet, nichts zu versäumen, von dem Kaiser und dem Lande ein Unglück abzuwenden. So habe er denn eine Stunde erspäht, in der Seine Majestät besonders gut gelaunt und gnädig gegen ihn gewesen sei; da habe er sich ein Herz gefaßt und den Kaiser gefragt, ob er ihm wohl einmal eine besondre Angelegenheit mitteilen dürfe. Der Kaiser habe es sehr gnädig erlaubt, und so habe er von jener Sache geredet. Der Kaiser habe ihn auch ausreden lassen, dann aber zu ihm gesagt: „Lieber K. K., ich will Ihnen etwas sagen, was Sie mir da erzählen, ist ja ganz gut und schön. Sie müssen sich aber doch selbst sagen, daß ich in solchen Sachen nichts ohne den Minister tun kann, den die Sachen angehn. Wenn ich in dieser Angelegenheit eines Rats bedarf, so wende ich mich an den Fürsten Bismarck. Merken Sie sich das für die Zukunft.“ Der Generaladjutant habe hinzugefügt, er sei sich wie ein zurechtgewiesener Schulknabe vorgekommen. Seitdem sei er aber gründlich kuriert und gegen ähnliche Zumutungen ein für allemal gefeit.

Diese Erzählung ist für den Kaiser höchst charakteristisch, und man kann Gott für diese charaktervolle Weisheit des alten Herrn nicht genug danken. Wenn es aber so steht, so möchte ich wohl den Hosprediger sehen, der es wagte, mit dem Kaiser über politische Dinge zu reden. Ich glaube nicht, daß dieser sich auch nur kirchenpolitischen unerbetnen Rat gefallen ließe. Noch weniger würde er selbst den Hospredigern in solchen Fragen den Mund öffnen. Also nach dieser Seite hin sind die Befürchtungen des Ministers Falk, wie ich glaube, übertrieben. Freilich bleibt die Tatsache bestehen, daß der Kaiser die beiden Hosprediger Kögels und Baur zu Mitgliedern des Oberkirchenrats zu ernennen wünscht. Und dieser Wunsch kann nicht wohl anders als so gedeutet werden, daß der Kaiser für eine entschieden bekenntnisgemäße Zusammensetzung des Kirchenregiments größere Gewähr haben möchte. Und darin liegt immerhin ein gewisser Mangel an Vertrauen zum Kultusminister. Nach dem Briefe an den Grafen Stolberg scheint der Kaiser in der Ernennung des Oberkonsistorialrats Schmidt zum weltlichen Vertreter des Präsidenten und des Konsistorialrats Dr. Richter zum Mitgliede des Oberkirchenrats

eine gegen seine, des Kaisers, Intentionen und Autorität gerichtete Intrigue zu sehen. Diese Ansicht des Kaisers beruht auf Irrtum. Und doch hat man den Eindruck, als sei dieser Pfeil von anderer Seite abgeschossen. Wo kommt er her?

Heute Abend fand beim Hofprediger Kögel eine Sitzung des Kirchbauvereins statt. Kögel hat mich, nach der Sitzung noch einen Augenblick dazubleiben. Dann fragte er mich, ob denn von dem Grafen Stolberg gar nicht zu erwarten sei, daß er etwas für die Kirche tue. Auf meine etwas erstaunte Gegenfrage: Wieso? kam dann heraus, daß der Minister Falk fort müsse; er sei das liberale Element im Ministerium und hindere alle Selbständigkeit der evangelischen Kirche. Auf meine Frage, ob Kögel denn einen andern Kultusminister wisse, erwiderte er: Genug; er habe schon vor drei Jahren dem Grafen Stolberg gesagt, daß er, Stolberg, eine Weile Kultusminister werden müsse; auch den Oberpräsidenten von Puttkamer in Breslau und den Grafen Arnim-Bohnenburg bezeichnete er als geeignet. Ich war über das ganze Gespräch einigermassen erschrocken, habe mich jeder Äußerung zu enthalten getrachtet und fast nur zugehört, aber auch das bloße Zuhören war mir peinlich, da mein amtliches Wissen von diesen Dingen mir die engsten Schranken der Diskretion zieht. Und wenn es von Kögel auch nicht so gemeint war, so lag doch die Besorgnis gar zu nahe, daß es darauf abgesehen sein könne, mich auszuholen oder mich für die besondern Interessen der Hofprediger oder ihrer Partei zu engagieren. Dem bin ich mit Absicht ausgewichen.

Kögel betonte, daß er persönlich nichts gegen Falk und nichts gegen den Kulturkampf habe. Im Gegenteil, er erkenne den Kulturkampf als notwendig an. Aber der Minister Falk sei eine unhistorische Persönlichkeit; seine ganze Anschauung sei exklusiv juristisch-dogmatisch; er fürchte sich vor der liberalen Majorität des Abgeordnetenhauses und habe ihr von den Lebensbedingungen der evangelischen Kirche mehr geopfert, als er ursprünglich selbst gewollt habe. Unsäglich sei der Schaden, den er mit der tendenziösen Simultanisierung der Volksschule angerichtet habe und noch immerfort anrichte. Kögel wollte mir sein persönliches Verhältnis zu Falk historisch von den ersten Anfängen an entwickeln. Ich unterbrach aber diese Auseinandersetzung, weil sie endlos zu werden drohte. Aber ich war doch über dieses von Kögel mit unverkennbarer Absichtlichkeit herbeigeführte Gespräch nicht wenig betreten. Später kam Stöcker dazu. Vielleicht nicht bloß zufällig. Er sprach in demselben Sinne wie Kögel, aber viel energischer. Falk, sagte er, habe den Staat der Christlichkeit entkleidet. Das habe man hingenommen in der Erwartung, daß er die evangelische Kirche selbständig machen werde. Statt dessen habe Falk sie mehr geknebelt denn je. Kein Superintendent könne mehr ernannt werden ohne Zustimmung des Ministers, also des Staats, das heiße doch die Kirche tatsächlich vom Staat aus weiter regieren! (?) Der Kaiser sei tief verletzt durch die in der letzten Stunde vor der Wiederübernahme der Regierung beim Kronprinzen durchgesetzte Ernennung von Richter und Schmidt in den Evangelischen Oberkirchenrat, denn der Kaiser habe im Mai dem Kultusminister geschrieben, er wünsche den Geheimen Oberregierungsrat de la Croix zum weltlichen Vizepräsidenten des Oberkirchenrats zu ernennen; dies sei sogar öffentlich bekannt geworden, und nun habe man seine Krankheit benutzt, um diese Ernennung unmöglich zu machen. Darin sehe er eine Verletzung seiner königlichen Autorität, die er nicht ruhig hinnehmen könne.

Es ist richtig, daß die Nachricht wegen der beabsichtigten Ernennung von de la Croix damals durch die Zeitungen ging, und zwar brachte die Magdeburgische Zeitung diese Nachricht zuerst; es ist wahrscheinlich, daß die Quelle dafür das Kultusministerium war.

Liegt die Sache so, so mag wenig Aussicht für Falk sein, es wäre denn, daß Fürst Bismarck von Falks Bleiben sein eignes abhängig machte. Das scheint aber nach dem erwähnten Briefe nicht seine Absicht zu sein.

Die Hofprediger versichern, der Kaiser spreche nie über Politik mit ihnen. Ich glaube das; es entspricht ganz dem sichern Geschäftstakte des Kaisers. Aber

ob die Hofprediger durch andre einflußreiche Kreise, zum Beispiel die Umgebungen der Kaiserin, ihre politischen und kirchenpolitischen Wünsche nicht doch an den Kaiser heranzubringen wissen, das ist eine andre Frage.

Stöcker verwahrte sich dagegen, daß er für einseitige Besetzung der kirchenregimentlichen Ämter mit Männern seiner Partei (der Positiven Union) sei. Er wolle, daß im Kirchenregiment alle großen Richtungen der Kirche vertreten seien, also Konfessionelle, positiv Unierte und Mittelpartei. Ein guter und politisch richtiger Gedanke, der sich, geschickt und ehrlich gehandhabt, zur Ausführung empfiehlt.

21. Dezember. Graf Stolberg sagte mir heute, Falls Rücktritt werde sich noch einmal vermeiden lassen. Hat Falk Konzessionen gemacht?

24. Dezember. Amtlich nichts zu tun. Wir haben einen schönen Weihnachtsabend gefeiert. Mit den Vorbereitungen zur Bescherung waren wir schon gestern fertig, und heute Nachmittag konnten wir alle gemeinsam zur Christvesper in die Zwölfapostelkirche gehn. Als wir zurückkamen, hielten wir Weihnachtsandacht unter uns und mit unsern beiden Dienstmädchen, dann zündeten wir den Baum an. Er strahlte so schön wie noch nie. Ein Hauch ewiger Liebe lag über unserm Hause.

1879

27. Januar. Lange Pause in meinen Notizen. Ich habe Bedenken, ob es richtig und nützlich ist, die täglichen Erlebnisse, die Eindrücke, für deren Wert man, solange sie neu sind, selten ein objektives Urteil hat, die Äußerungen anderer, die unwillkürlich je nach der augenblicklichen Stimmung eine subjektive Färbung annehmen, so wie bisher niederzuschreiben.

Gestern habe ich (als Nichtneudekorierter) das Ordensfest im Schlosse mitgemacht. Es hat mir einen guten Eindruck gemacht. Daß alle Empfänger von Orden und Ehrenzeichen, auch die Unterbeamten, dabei als Gäste des Königs behandelt werden, daß dieser königliche Glanz und die fürstliche Gastlichkeit auch für sie entfaltet werden, daß sie gerade so aufmerksam bedient werden wie die Minister, Fürsten, Grafen, Generale und sonst hochgestellte Männer, das macht einen echt preussischen Eindruck, und es liegt darin ein im besten Sinne demokratischer Zug, eine Art von Gegenbild zur allgemeinen Wehrpflicht. Es ist der Ausdruck dafür, daß das Verdienst ohne Rücksicht auf Rang und Stand seine Anerkennung und seinen Lohn finden soll. Zum Teil sitzen die neu dekorierten Unterbeamten, Gendarmen, Schutzmänner, Feuerwehrlente, Kanzleidiener, Wachtmeister, Zollbeamte ufm. im Weißen Saale neben ihren höchsten Vorgesetzten. Ein solcher Tag bedeutet für sie eine stolze Erinnerung für das ganze Leben. Alle sehen fröhlich und gehoben aus. Beim Braten trinkt der Kaiser auf das Wohl der Neudekorierten, und ein Generaladjutant geht in die Bildergalerie und bringt auch dort auf Befehl des Kaisers das gleiche Hoch aus. So etwas gibt es an keinem Hofe der Welt. Auch der vorhergehende Gottesdienst in der Schloßkapelle, wenn auch manchem der Geladnen durch den ihm ungewohnten Glanz des Hofes und durch die schimmernden Uniformen und Orden die rechte Sammlung erschwert werden mag, gibt dem ganzen Ordenswesen, das ja viel eitle Wichtigkeit und Torheit im Gefolge hat, eine ernste Weihe und soll es unter ernste und ewige Ideen stellen. Kögel predigte dabei schön und erbaulich über den Vers aus der Epistel des gestrigen zweiten Epiphantasontags: Laß dich nicht das Böse überwinden, sondern überwinde das Böse mit Gutem. Die Predigt hat mir das Herz bewegt und innerlichen Gewinn gebracht. Bei Tisch saß ich in der Bildergalerie ganz vergnüglich in guter Gesellschaft, neben mir der Geheime Oberregierungsrat von Löper aus dem Ministerium des königlichen Hauses, der berühmte Goethekenner, auch von Bettlicher aus Schleswig, der zur Zolltarifkommission hier ist und angeblich Reichsschatzsekretär werden soll. Nur mit dem Reden muß man bei solchen Gelegenheiten vorsichtig sein. Man spricht leicht zu viel und mit unnötiger oder leichtsinniger Offenheit. Ich mußte daran denken, was Goethe in der 20. Elegie sagt:

Grenzboten II 1904

54

Zieret Stärke den Mann und freies, mutiges Wesen,
 O so ziemet ihm doch tiefes Geheimnis noch mehr.
 Städtebezwingerin, du, Verschwiegenheit, Fürstin der Völker!

Er hat Recht: „Ach, den Lippen entquillt Fülle des Herzens so leicht.“

22. März. Kaisers Geburtstag. Ich war zum offiziellen Diner bei dem Fürsten Bismarck geladen. Als ich um fünf Uhr in das Empfangszimmer des Fürsten trat, begrüßte ich ihn zunächst. Dann stellte der Geheimrat Tiedemann mich der Fürstin, der Gräfin Rangau, deren Mann und dem Grafen Bill Bismarck vor. Ich saß bei Tisch zwischen dem Grafen Rangau und einem amerikanischen Legationssekretär. Mit diesem habe ich nur einige französische Worte gewechselt, mit dem Grafen Rangau mich aber recht gut unterhalten. Die Plätze wies Graf Herbert an. Graf Stolberg war zu mir besonders freundlich. Anwesend waren alle Botschafter, deren Doyen jetzt Lord Odo Russell ist. Er brachte den Toast auf den Kaiser aus: kurz, geschäftlich, ohne Pathos und Verbe, in französischer Sprache. Der Fürst antwortete französisch ebenso kurz, indem er die Gesundheit de tous les souverains et de tous les gouvernements, qui y sont représentés zu trinken ersuchte oder trank. In unserer Nähe saß der chinesische Geschäftsträger. Sehr klug sah er nicht aus, sprach aber doch schon einige Worte deutsch. Graf Wilhelm Bismarck, der recht unverfroren englisch sprach, trank ihm drei Ganze vor und suchte ihm die Pflicht des Nachtrinkens begreiflich zu machen. Sehr gut sah der neue österreichische Botschafter Graf Szechenyi aus in seiner schwarzen Honvedhusarenuniform. Die Verpflegung war vorzüglich, alles fürstlich aufgezogen. Nach Tisch saß der Fürst in einem Nebenzimmer, wo Kaffee, Likör und Zigarren gereicht wurden, mit den Botschaftern um einen Tisch und rauchte seine lange Pfeife. Natürlich war auch Tiraz da. Um acht Uhr war ich zuhause. Ich hatte doch einmal bei Bismarck gegessen.

3. April. Ich suchte Freund Voetticher im Reichstag auf. Er lud mich ein, mit ihm und einigen Mitgliedern der Tariffkommission bei Poppenberg zu essen. Ich traf dort die Geheimen Räte Herrmann aus München und Zentner aus Dresden, sehr zollbeschlagne Herren, ferner Geheimen Rat Rothe aus dem landwirtschaftlichen Ministerium, eine alte und mir sympathische Bekanntschaft, endlich den Syndikus der Bremer Handelskammer Dr. Barth, den Opponenten der Tariffkommission, frisch, lebendig, geistvoll und schlagfertig. Das gab eine anregende Gesellschaft. Die Herren schwelgten in Zollanspielungen. Mir liegt die Zollpolitik fern. Voetticher teilte mir mit, daß der Direktor Michaelis aus seinem jetzigen Amte ausscheiden und den Vorsitz in der Verwaltung des Reichsinvalidenfonds übernehmen wird. Bismarck will an seine Stelle einen natürlich zollschußsichern, womöglich süddeutschen Zollner berufen. Voetticher hält das nicht für richtig, sondern möchte einen zuverlässigen preussischen geschulten Statsmann dorthin haben, in erster Reihe Scholz aus dem Finanzministerium, den aber der Minister Hübner nicht hergeben will. Eventuell, meinte Voetticher, habe er an mich gedacht. Ein sehr unglücklicher Gedanke. Ich bin kein Stats- und Finanzmann, und Voetticher würde damit sich und mich in die Nesseln setzen. Wenn Graf Stolberg wirklich, wie Homeyer meint, bald abgeht, dann würde ja wohl der Minister des Innern zu bewegen sein, mich in eine bescheidne Stellung der Provinzialverwaltung zu übernehmen.

7. April. Im Auftrage des Grafen Stolberg war ich bei dem Staatssekretär des Reichsjustizamts Dr. Friedberg, um eine geschäftliche Angelegenheit zu besprechen. Auffällig war mir erstens die ungewöhnliche, aber harmonische und wohlthuende Eleganz, mit der Friedbergs Arbeitszimmer in dem früher Deckerschen Hause eingerichtet ist. Zweitens die ungemeine Freundlichkeit, mit der er mich empfing und behandelte. Drittens die weit gehende Offenheit, mit der er über Fürst Bismarck sprach und — klagte. Stolberg, meinte er, werde gehn. Es sei unmöglich, mit dem Fürsten Bismarck auszukommen. Keinem, der mit dem Fürsten zu tun habe,

gehe es gut. Alle, auch die besten Kräfte, ja gerade diese würden von dem Riesenmenschen zerrieben. Gelänge die Zollreform, und hätte sie nur einigen wirtschaftlichen Erfolg, so sei sein Prestige noch größer als nach dem Kriege von 1870 und 1871, und mit Recht. Was aber sonst werden solle, sei gar nicht abzu sehen, usw. Und Friedberg ist doch immer noch einer von denen, die verhältnismäßig gut mit dem Kanzler auskommen. In dieser Tonart spricht hier von dem höchsten Beamten des Reichs jeder, jeder fast ohne Ausnahme! Wo liegt denn da der Fehler? Bei Bismarck und seiner Überlegenheit, oder bei der Kleinheit und Enge der andern? Ist der Kanzler wirklich ein so launenhafter, unzuverlässiger, tyrannischer Egoist, voll Mißtrauens und rücksichtsloser Grobheit und Willkür, wie sie ihn alle schildern, oder verstehen diese ihn nicht? Ich weiß es nicht. Mir fehlt jeder objektive Maßstab. Aber das ist gewiß, was ich amtlich von ihm gesehen habe, ragt weit, weit über alle Leistungen der andern hinaus. Das schließt freilich nicht aus, daß er im Bewußtsein seiner Macht und Überlegenheit die Menschen oft übel und ungerecht behandelt, wo sie ihm nicht passen, und daß er sie verachtet, weil die meisten ihm gegenüber nicht den rechten Ton treffen und sich noch schlechter geben, als sie sind. Es wäre zu traurig, wenn der größte deutsche Mann solche Mängel des Herzens und des sittlichen Empfindens hätte. Ich kann mich nicht entschließen, das ohne weiteres nach dem Gerede derer, die doch nicht an ihn heranreichen, anzunehmen. Unbequem mag er ja sein.

Als ich neulich den Sohn des Fürsten, den Grafen Wilhelm Bismarck, an Kaisers Geburtstag fragte, ob er an seiner Arbeit (im Spezialbureau des Reichskanzlers) Befriedigung fände, antwortete er: „Warum nicht? Ich habe nicht den Ehrgeiz, weltbewegende Dinge zu machen. Ich begnüge mich mit dem Bewußtsein, meine Pflicht getan zu haben.“ Diese Antwort hat mir gut gefallen, obwohl sie eine Art von Abfertigung auf meine wohl etwas zu ungenierte Frage war. Graf Bismarck hat ganz Recht; man muß sich mit dem Bewußtsein begnügen, seine Pflicht getan zu haben.

Ostersonntag, 13. April. Vormittags im Dom. Stöcker predigte über Ezechiel 37: Die Auferstehung eines Volkes Gottes. Die Predigt war sehr beredt, aber — ich kann mir nicht helfen — viel habe ich nicht davon gehabt, und wie ich glaube, die Gemeinde auch nicht. Die ganze Predigt ging nur auf allgemeine, große Verhältnisse, auf die Erneuerung des ganzen, insbesondre des deutschen Volkes, auf ein nationales Bekenntnis zum Herrn, auf nationale Buße usw. Es war alles im wesentlichen richtig und ganz schön; aber was Ostern mir, dem einzelnen, sündigen, schwachen, dem Tode verfallenen Menschen ist und bringt, wie ich mir den Ostersegen und Osterfrieden, nach dem ich dürste, aneigne, wie es in mir Licht, in mir Ostern wird, wie ich meinen Tropfen an der Überwindung des Todes bekomme, davon enthielt die Predigt kein Wort. Mir ist sie nicht bis ans Herz gedrungen. Sie enthielt nur kirchliche Polemik in großen Zügen. Aber diese Art Polemik wird schwerlich die einzelnen Herzen packen und sie zur ewigen Liebe ziehn. Die Kirche war so gedrängt voll, daß wir uns kaum zu unsern Plätzen durchdrängen konnten. Die Predigt mag sehr gut gemeint gewesen sein. Stöcker meint wahrscheinlich, ein tapferes, großes Zeugnis damit abgelegt zu haben, aber ich zweifle, daß diese Art Predigt unserm Volke das Heil näher bringt.

Nach der Kirche ging ich zum Finanzminister Hobrecht, mit dem ich im Auftrage des Grafen Otto Stolberg über die Ansprüche sprechen sollte, die die Grafen Pappenheim auf Grund der Wiener Kongressakte wegen ihrer Abfindung für das ehemalige Reichserbkämmereramt gegen Preußen erheben. Ich sollte Hobrecht fragen, ob der Kronprinz mit ihm über die Sache gesprochen habe, und ob man den Grafen Pappenheim nicht wenigstens den Rechtsweg öffnen könne. Der Finanzminister war sehr freundlich und sagte, der Kronprinz habe zwar mit ihm über die Sache gesprochen, aber ohne irgend materiell darauf einzugehn, da er,

Hobrecht, ja noch nicht informiert sei. Der Kronprinz wolle nach seiner Rückkehr von Wiesbaden spezieller mit ihm über die Sache sprechen. Inzwischen werde er, Hobrecht, sich informieren und dann dem Grafen Stolberg sagen, zu welchem Ergebnis er gekommen sei. Er sprach dann über den Welfenfonds. Er werde der von Bismarck in Aussicht genommenen Einziehung des beschlagnahmten Vermögens nicht beistimmen. Er halte das geradezu „für ein Verbrechen.“ Man schaffe sich dadurch in Hannover eine Bende. In der Frage, ob man nach dem Tode des Königs Georg über die Revenuen noch ohne weiteres verfügen dürfe, sei er, der Finanzminister, im Staatsministerium schon schriftlich überstimmt; er halte allerdings an seiner Ansicht fest und werde eventuell die Entscheidung des Königs einholen. Für dieses Jahr halte er die Verwendung der Revenuen noch für zulässig. Wenn man deshalb im übrigen die Entscheidung bis zum Zusammentritt des Landtags verschieben wolle, so habe er nichts dagegen. Schriftlich werde er nicht noch einmal votieren, und er rechne auf eine baldige Sitzung des Staatsministeriums. Ich stellte sie etwa für Donnerstag in Aussicht. Der Finanzminister machte mir auch heute wieder den Eindruck eines ehrlichen Mannes, der sorgfältig bemüht ist, den rechten Weg zu finden. Schwer genug mag ihn die Last seines undankbaren Amtes drücken.

Professor Beschlagnahme führt in seinen „Erinnerungen an Albrecht Wolters“ in den Deutsch-evangelischen Blättern eine Äußerung Wolters an, die mir recht nahe geht: „Helfe uns der gnädige Gott zu Lebensverhältnissen, in denen nicht immer nur der Schmutz aus den Ecken wegzufegen ist; es ist nicht das Beste und Menschlichste, nur Löcher zu graben, um das Haus zu gründen, sondern Grundlegen und Bauen — das ist die Lust.“

Von solcher grundlegenden und bauenden Tätigkeit bin ich amtlich jetzt so gut wie ausgeschlossen. Im Kultusministerium hatte ich sie, zwar auf einem beschränkten Gebiete, aber es war doch ein dankbares Aufbauen und andern Helfen. Jetzt bin ich ein wenig beschäftigter Sekretär und werde das Bewußtsein, unfruchtbar beschäftigt zu sein, nicht recht los. Aber ich habe mir dieses Los ja nicht gesucht und gemacht. Wenn ich nur in dem Wenigen, was mir befohlen ist, meine Pflicht tue und mich daran genügen lasse, so kann ich wahrlich eben so zufrieden sein, wie Graf Wilhelm Bismarck im Spezialbureau seines Vaters.

15. April. Ich machte einen vergeblichen Versuch bei dem Unterstaatssekretär Sydow, mich von dem Referat über das Medizinalorganisationsgesetz loszumachen, das man mir aufgehalst hat. Dabei erfuhr ich allerhand Befürchtungen, die man im Kultusministerium hegt. Sie besorgen dort, daß Graf Eulenburg Vizepräsident des Staatsministeriums werden solle, falls Graf Stolberg als Statthalter nach dem Elsaß gehe. Sydow meinte, das könne sich weder Fall noch Friedenthal gefallen lassen. Daraus wird zunächst schwerlich etwas werden. Mir ist es zweifelhaft, ob Graf Stolberg nach Straßburg gehn würde. Noch zweifelhafter erscheint mir die Ernennung des Grafen Botho Eulenburg zum Vizepräsidenten des Staatsministeriums, da Fürst Bismarck notorisch dem Grafen Eulenburg nicht sehr gewogen ist. Wenn es aber wirklich dahin käme, so bin ich fest überzeugt, daß die Minister Falk und Friedenthal es sich doch gefallen lassen würden. Denn dabei kann das Dienstatler allein nicht entscheiden, und wenn der Kaiser den Grafen Eulenburg ernennen will, würde es einen kleinlichen Eindruck machen, wenn deshalb ein anderer Minister den Abschied fordern wollte. Aber sie fürchten sich, wo nichts zu fürchten ist. Auch das ist für unsre Zustände bezeichnend.

Wegen der bevorstehenden Besetzung der Stelle des Vizepräsidenten bei der Regierung in Schleswig wurde kürzlich über die Vorliebe des Grafen Eulenburg für die Aristokratie geklagt. Ich weiß nicht, inwieweit eine solche Vorliebe besteht. Unmöglich ist sie ja nicht; aber ich glaube nicht, daß Graf Eulenburg einen untüchtigen Adlichen einem tüchtigen Bürgerlichen vorziehen sollte.

Attentat auf den Kaiser Alexander von Rußland. Fünf Schüsse, ohne den Kaiser zu treffen. Welche Verkommenheit, welche Aussichten in die Zukunft! Innerhalb Jahresfrist das fünfte Attentat auf regierende Fürsten! Zwei bei uns, eins auf den König von Italien, eins auf den König von Spanien, und jetzt das auf den Kaiser von Rußland. Überall diese fast epidemisch erscheinende Mordwut! Ist das die Blüte der schimmernden, sich selbst veräuchernden Kultur unsers Jahrhunderts? Kein Wunder, wenn die Menschen pessimistisch werden. Und doch ist dieser Pessimismus die allerverkehrteste Stimmung. Die Guten dürfen die Flinte nicht ins Korn werfen.

Um fünf Uhr Komiteesitzung der Stadtmision. Hofprediger Stöcker klagte nachher über unsre Aristokratie und hohes Beamtentum. Der Minister des Innern, die Fürstin Bismarck, Minister Friedenthal und hohe Hofbeamte seien während der Passionszeit bei den reichen Juden von Bleichröder und Fringsheim zum Ball eingeladen und wirklich hingegangen. Das sei eine schmählische Verleugnung. Möchte sei seit Jahren von Bleichröder zu jeder Festlichkeit eingeladen, habe aber noch nie den Fuß über die Schwelle des Bleichröderschen Hauses gesetzt, weil er fühle, daß ein Feldmarschall nicht dorthin gehöre. Der Gegensatz ist ja frappant, und ich will das Rücken vornehmer Christen vor der jüdischen Geldmacht nicht rechtfertigen. Aber wenn man die eigentlichen, tiefsten Schäden unsers Volkslebens ansieht, so ist doch die Klage über den Besuch eines Balles während der Passionszeit Rückenstetgen, während wir ruhig Kamele verschlucken.

In diesen Tagen ging hier das Gerücht, daß der Geheime Legationsrat Lothar Bucher beabsichtige, seinen Abschied zu nehmen. Die Zeitungen nahmen davon Notiz mit dem Zusatz, der Wunsch sei dabei vielleicht der Vater des Gedankens. Man erzählte sich in den Ministerien, Bucher solle Generalkonsul werden, und der Geheime Oberregierungsrat Ludwig Hahn an seine Stelle treten. Hahn solle dem Reichskanzler einen Ersatz für den verstorbenen Abeken gewähren. Hahn schreibt und redigiert ja sehr gewandt und geschickt; ob so meisterlich, wie Abeken, kann ich nicht beurteilen. Aber Bucher schreibt doch auch ganz ungewöhnlich gut und ist dem Fürsten Bismarck persönlich treu ergeben, überdies in die tiefsten Geheimnisse der großen Politik eingeweiht. Ich hielt die Sache deshalb für sehr unwahrscheinlich. Ich teilte aber dem Grafen Stolberg das Gerücht mit und erwähnte, daß es großes Aufsehen mache. Der Graf erwiderte, er sei sehr verwundert, daß das jemand wissen könne. Danach scheint also doch irgend etwas Wahres an der Sache zu sein. Jedenfalls kann man im Nachsprechen solcher Gerüchte nicht vorsichtig genug sein.

(Fortsetzung folgt)



Der Mönch von Weinfelden

Novelle von Julius R. Haarhaus

(Fortsetzung)

4



er müde Körper des alten Niklas lag schon seit Wochen droben bei der Kirche in seinem Grabe. Aber seine Seele hatte noch keine Ruhe gefunden, denn von den drei Totenmessen, die Herr Gyllis für ihn beim Dauner Burgkaplan bestellt hatte, waren erst zwei gelesen worden, die erste bei der Bestattung, die zweite am siebenten Tage danach. Nun stand noch die dritte bevor, für die man nach altem Herkommen den dreißigsten Tag nach dem Tode festgesetzt hatte.

Diese Zeit bedeutete für Burghaus und Dorf eine Art Waffenstillstand oder